

JÜRGEN HABERMAS, STARNBERG

Bemerkungen zu Alexander Mitscherlichs analytischer Sozialpsychologie

Alexander Mitscherlich hat 1963 mit dem Buch über die »Vaterlose Gesellschaft« sein theoretisch anspruchsvollstes Werk vorgelegt. Vier Jahre später hat er, zusammen mit Margarete Mitscherlich, seine publizistisch einflußreichste Untersuchung folgen lassen — die auf die ersten Nachkriegsjahrzehnte der Bundesrepublik abzielende Diagnose der »Unfähigkeit zu trauern«¹. Im Untertitel werden diese Bücher als »Ideen zur Sozialpsychologie« und als Analysen der »Grundlagen des kollektiven Verhaltens« gekennzeichnet. Es bedarf nicht des Hinweises auf die zahlreichen gegenwartsanalytischen Untersuchungen über Probleme der Vorurteilsbildung und der Aggression, des Städtebaus, des Jugendprotestes und der Leistungsverweigerung, um den zentralen Stellenwert deutlich zu machen, den die Sozialpsychologie im wissenschaftlichen Lebenswerk dieses Psychoanalytikers einnimmt. Alexander Mitscherlich setzt entschlossen die Traditionslinie der »Analytischen Sozialpsychologie« fort. Damit übernimmt er freilich auch ein problematisches Erbe; der analytischen Sozialpsychologie hat nämlich von Anbeginn die Zweideutigkeit einer ihre Grenzen überschreitenden Individualpsychologie angehaftet.

Gewiß, die Psychoanalyse verfolgt Tribschicksale von Kindern, die in Familien heranwachsen. Sie bezieht intrapsychische Bildungsprozesse von vornherein auf die interpersonellen Beziehungen, die sich in der Interaktion des Kindes mit seinen Bezugspersonen herstellen. Objektbeziehung, Identifikation, Errichtung einer Über-Ich-Instanz sind Grundbegriffe, die es dem Psychoanalytiker erlauben, die Persönlichkeitsentwicklung *auch* als das Hineinwachsen in Kultur und Gesellschaft zu begreifen. Aber Freud hat sich ans methodische Vorbild der Naturwissenschaften und an Grundbegriffe der Biologie gehalten; er hat die Ich-Entwicklung als den Prozeß der Anpassung eines Organismus im Spannungsfeld zwischen Triebnatur, physischer Umgebung und sozialer Umwelt aufgefaßt — eben nicht als Sozialisationsvorgang.

Die Sozialwissenschaftler, die heute die Psychoanalyse etwas leichtfüßig beerben, können sich nur noch mit Mühe daran erinnern, daß in die na-

turwissenschaftlichen Anfänge der Psychoanalyse eine grundbegriffliche Schranke zwischen Individual- und Sozialpsychologie eingebaut war. Freud selbst hat zwischen den theoretischen Grundbegriffen seines Strukturmodells und den klinischen Erfahrungen des therapeutischen Gesprächs nur eine forschungspsychologische Beziehung hergestellt. Er hat zwischen den Konzepten von Ich, Es und Über-Ich auf der einen Seite, den im Kommunikationsvorgang der Analyse hervortretenden Phänomenen von Widerstand, Übertragung und Gegenübertragung auf der anderen Seite zwar einen heuristischen, aber keinen systematischen Zusammenhang gesehen. Freuds objektivistisches Verständnis der Metapsychologie hat die internen Beziehungen verdunkelt, die zwischen den krankmachenden Kommunikationsmustern in der Kindheit und dem heilenden Gespräch des Analytikers mit dem erwachsenen Patienten bestehen. Der Psychosomatiker Alexander Mitscherlich war gegen dieses szientistische Selbstmißverständnis besser als andere Analytiker gefeit, weil er, der Schüler Viktor von Weizsäckers, bei allem Respekt vor den Naturwissenschaften auch die Grenzen der naturwissenschaftlichen Medizin richtig einzuschätzen gelernt hatte. Dank dieser Herkunft aus der anthropologischen Medizin hat Mitscherlich, wie wir sehen werden, niemals Schwierigkeiten gehabt, Tribschicksale als Sozialisationsvorgänge zu verstehen. *Diese* grundbegriffliche Schranke zwischen Individual- und Sozialpsychologie hat für ihn nicht bestanden; er konnte die Psychoanalyse zwanglos an Sozialisierungstheorie und Familiensoziologie anschließen².

Eine Schwierigkeit *anderer Art* ergibt sich allerdings bei dem Versuch des Übergangs zur makrosoziologischen Ebene der Gesellschaftsgeschichte. Dieser Übergang empfiehlt sich, weil Familienstrukturen die gesellschaftlichen Funktionszusammenhänge, in die sie eingelassen sind, nicht einfach abbilden:

»Soziale Funktionen und Binnenstruktur der Familie variieren mit den Gesellschaftsformationen. Doch ist die Geschichte der Familie nicht völlig mit der der Produktionsweisen synchronisiert. Sie präsentiert sich als eine Sondergeschichte, die mit der der Gesellschaftsformen in je spezifischer Weise sich verschränkt... Angeschlossen an und umspinnen von Tauschbeziehungen steht ihre Binnenstruktur doch zum herrschenden Prinzip der Vergesellschaftung in Opposition.«³

Freud selbst hat bekanntlich zwei Versuche unternommen, die Einsichten der Psychoanalyse für eine Gesellschaftstheorie fruchtbar zu machen. In dem Aufsatz über »Massenpsychologie und Ich-Analyse« greift er Le-

¹ A. Mitscherlich, T. Brocher, O. von Mering und K. Horn (Hg.): Der Kranke in der modernen Gesellschaft. Köln (Kiepenheuer & Witsch) 1957.

² H. Dahmer: Libido und Gesellschaft. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1982, S. 374 f.



Bons Beobachtungen auf, wie einzelne in den Sog exaltierter Massen geraten, dabei starke Affekte miteinander teilen, ihre kritische Urteilskraft, ihre Realitäts- und Selbstkontrolle einbüßen und sich gemeinsam einem externen, in der Führerfigur verkörperten Über-Ich unterwerfen. Freud erklärt diese Erscheinungen mit dem sadomasochistischen Bindung der Gefolgschaft an einen idealisierten Führer, der ersatzweise in die Funktionen des zeitweilig lahmegelegten individuellen Über-Ichs eintritt. Er kann die Massenpsychologie in Begriffen der Individualpsychologie entwickeln, weil er die Interaktionen in der Masse wie das intrapsychische Geschehen eines Makrosubjektes vorstellt.

Nun mag der spezielle Fall der Massenbewegung einer Übertragung der Individualpsychologie auf Gruppenstrukturen noch entgegenkommen; fragwürdig wird dieses Vorgehen aber bei dem Versuch, die Kulturentwicklung im ganzen zu erklären. In den kulturtheoretischen Schriften zeigt sich die gesellschaftstheoretische Überdehnung psychoanalytischer Begriffe und Annahmen. Institutionen kann man offensichtlich nicht allein aus der Analogie zu neurotischen Verhaltenszwängen verständlich machen und ebenso wenig religiöse Weltbilder und Ideologien aus dem Vergleich mit klinischen Wahnvorstellungen. Die Dynamik von Gesellschaftssystemen läßt sich eben nicht aus den aggregierten Perspektiven vieler einzelner Lebensgeschichten erklären:

»Sofern die Psychoanalyse ... sich auf das Pseudokongkrete beschränkt, Gesellschaft auf Gemeinschaft zu reduzieren sucht, ist sie dem Erleben der Individuen angemessen, teilt sie deren (Leidens-)Perspektive und ihre Gesellschaftsblindheit. Sie wissen nicht, was sie prägte, und verwechseln ihre historisch modifizierte Natur und die bestehenden sozialen Institutionen mit Natur und Außenwelt schlechthin. Die Psychoanalyse ist darum keineswegs per se eine Sozial-Psychologie. Sie ist Individualpsychologie und *Gemeinschafts-*, nämlich Familien- und »Massen«-Psychologie.«⁴

An diesem Erbfehler laboriert, wenn ich mich so ausdrücken darf, die analytische Sozialpsychologie bis in unsere Tage. Ihre wechselvolle Geschichte liest sich kaum wie die Geschichte einer einzigen Disziplin, eher als das Hin und Her zwischen psychohistorischen und zeitdiagnostischen Ausbruchversuchen der Analytiker aus ihrem therapeutischen Ghetto einerseits und andererseits als das Auf und Ab soziologischer Versuche, die Metapsychologie gesellschaftstheoretisch aufzubauschen oder sozialisationstheoretisch einzuebnen⁵.

Alexander Mitscherlich nimmt in dieser bewegten Geschichte eine charakteristische Stellung zwischen Ärzten und Soziologen ein. Lassen Sie

mich diesen Status mit einem flüchtigen Rückblick auf die sozialwissenschaftliche Rezeption der Freudschen Theorie einkreisen.

In den 20er und frühen 30er Jahren haben marxistische Analytiker wie Siegfried Bernfeld, Wilhelm Reich und Erich Fromm Freud und Marx zusammengeführt. Sie verstanden die Psychoanalyse als eine Naturwissenschaft intrapsychischer Vorgänge, die den historischen Materialismus ergänzen kann. Typisch für diese Forschungsrichtung ist Erich Fromms Aufsatz in der ersten Nummer der *Zeitschrift für Sozialforschung*⁶. Die Psychoanalyse sollte zeigen, wie die ökonomische Klassenlage über die Sozialisationsagentur der Familie in die Triebchicksale der Heranwachsenden eingreift, die funktional notwendigen Persönlichkeitstypen formt und klassenspezifische Bewußtseinsformen, vor allem die für das ökonomische System bestandswichtigen Ideologien hervorbringt. Dieser marxistische Funktionalismus weist also der analytischen Sozialpsychologie lediglich die Aufgabe zu, die Integration der inneren Natur in einen *anderweitig* erklärten Reproduktionsprozeß der Gesellschaft begreiflich zu machen. Von dieser Frommschen Version ergeben sich Verbindungen zur Gesellschaftstheorie Adornos und Marcuses. Adorno und Marcuse greifen auf die kulturtheoretischen Anregungen Freuds zurück, um der Metapsychologie geschichtsphilosophische Gesichtspunkte für eine Kritik der instrumentellen Vernunft abzugewinnen; die Triebtheorie, die bei Fromm die reibungslose Anpassung der Individuen an Erfordernisse des Produktions- und Herrschaftsapparates erklärt hatte, wird nun spekulativ ausgeschöpft; sie muß die abgründige Perspektive hergeben, aus der sich die Normalität eines gut integrierten Gefüges als pathologischer Zwangszusammenhang zu erkennen gibt⁷.

Eine andere Rezeptionslinie läuft von der amerikanischen Kulturanthropologie der 20er und 30er Jahre zu Parsons Sozialisationstheorie. Der basic-personality approach verfolgt den funktionalen Zusammenhang von Produktionsweisen, Sozialisationsmustern und Persönlichkeitstypen in Stammesgesellschaften, während Parsons die psychosexuellen Entwicklungsstufen rollentheoretisch uminterpretiert. In diesen Fällen tritt die naturalistisch gedeutete Dynamik der Triebchicksale hinter der lebensgeschichtlichen Dynamik von Schicksalen der Interaktion zurück.

Auf beiden Traditionslinien wird die Metapsychologie für Gesell-

⁴ E. Fromm: Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie. *ZfS*, I, 1932, S. 28 ff.

⁷ Vgl. W. Bonß: Psychoanalyse als Wissenschaft und Kritik. Zur Freud-Rezeption der Frankfurter Schule. In: W. Bonß und A. Honneth (Hg.): *Sozialforschung als Kritik*. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1982, S. 367 ff.

⁴ Dahmer (1982), S. 377.

⁵ Vgl. dazu H. Dahmer (Hg.): *Analytische Sozialpsychologie*, 2 Bde. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1980.

schaftstheorien in Dienst genommen, die in ihren Grundlagen von der Psychoanalyse unabhängig sind. Deshalb glaubt man auch, die therapeutische Seite der Psychoanalyse vernachlässigen zu dürfen. Die Sozialwissenschaften machen sich die Metapsychologie nur zunutze, indem sie diese von ihrer klinischen Basis entkoppeln. Nun, diesen Ansätzen hat Alexander Mitscherlich voraus, daß er als Arzt die Theorie stets im Zusammenhang mit der Therapie betrachtet; er hat deshalb von der Psychoanalyse ein *anderes methodisches Verständnis* als jene analytischen Sozialpsychologen, die, ob sie nun selbst Mediziner waren oder nicht, die Metapsychologie in eine Gesellschaftstheorie bloß hereingeholt haben. Mitscherlich hat die Psychoanalyse weder als Versatzstück für die Ausfüllung von Theorielücken gehandhabt, noch als Scheinwerfer für die indirekte Beleuchtung eines geschichtsphilosophischen Masivs. Er hat mit dem objektivistischen Selbstverständnis der Psychoanalyse gebrochen, ohne dafür in die Aporien einer selbstbezüglich operierenden, sich selbst aufzehrenden Ideologiekritik zu geraten⁸. Indem er die Therapie als eine intersubjektiv ins Werk gesetzte Selbstreflexion versteht, erschließt er den emanzipatorischen Sinn der Theorie vom Boden der klinischen Erfahrung her.

Lange bevor er sich einer Analyse unterzog, hatte sich Mitscherlich über den Begriff der psychosomatischen Krankheit Klarheit verschafft. Diese signalisiert einen selbstverschuldeten Verlust an Freiheit; mit ihm muß der Patient für eine durch Selbstverbergung erreichte Konfliktvermeidung bezahlen. Und die erfolgreiche Therapie bringt das Stück Freiheit, dessen sich der Patient im Krankwerden begibt, wieder zum Vorschein. Mitscherlichs erstes, 1946 erschienenes Buch schließt mit den folgenden Sätzen:

»Psychotherapie bedient sich der Reflexion... Was sie will, ist: Mithilfe bei der Meisterung des Leids. Die Anstrengung der Selbsterkenntnis in ihr wird oft belohnt durch wirkliches Gesunden und Heilen. Dazu gehört aber unabdingbar ein *Hinnehmen der menschlichen Existenz mitgegebenen Leids*. So erreicht sie oft nicht mehr als die Verwandlung von Krankheit in Leid, aber in ein Leid, das den Rang des homo sapiens erhöht, weil es seine Freiheit nicht vernichtet.«⁹

Das beinahe existentialistische Motiv, daß Heilung Rückgewinnung der Freiheit sei, bestimmt auch Mitscherlichs Verständnis der Psychoanalyse. Diese belehrt ihn freilich über das Medium des Zwiegesprächs¹⁰, das

Selbstreflexion ermöglicht und damit ein Entkommen aus der im Wiederholungszwang zur Pseudonatur geronnenen Geschichte:

»Zunächst ist Psychoanalyse ein Prozeß der Wahrnehmungserweiterung und Wahrnehmungskorrektur. Damit verknüpft sind neue Erfahrungen der Kommunikation, insbesondere der Kommunikation zwischen Arzt und Patient... Die Bemühung des Analytikers geht dahin, eine Kommunikation herzustellen, die seinen Patienten aus der sklavischen Abhängigkeit eines vorgegebenen Rollenspiels Zug um Zug befreit, aber nicht, damit er zur Vergeltung ausholen kann, sondern um sich aufgeklärteren Idealen wie dem der Rücksichtnahme, der Einfühlung, des Verstehens zu verpflichten.«¹¹

Ich meine nun, daß Mitscherlich aus diesem Vorverständnis von Krankheit und Heilung die normativen Gesichtspunkte gewinnt, unter denen er schrittweise einen Übergang von der Individual- zur Sozialpsychologie vollziehen kann. Dieser Übergang läßt sich als eine Folge von vier Schritten rekonstruieren:

1. In einem ersten Schritt verbindet Mitscherlich Erkenntnisse von Anthropologie, Ich-Psychologie und Rollentheorie, um jene Ich-Leistungen zu erklären, auf deren Förderung und Entbindung auch die psychoanalytische Kur ausgerichtet ist. Wie Arnold Gehlen geht Mitscherlich davon aus, daß der Mensch als ein instinktarmes, von überschüssigen Antriebsenergien bedrohtes Wesen auf soziale Verhaltensregulationen angewiesen ist. Anders als der Institutionstheoretiker Gehlen sieht aber der Analytiker Mitscherlich in sozialen Rollen nicht nur kultivierende und verhaltensstabilisierende Ergänzungen; neben den entwicklungsfördernden sieht er auch die entwicklungshemmenden Elemente. Ein von Rollen *diktirt* Verhalten zeigt das Janusgesicht von rationaler Triebbeherrschung und pathologischem Zwang. Die Rigidität des Verhaltens verrät die Fusion von Rollen- und Triebzwängen:

»Verhaltenszwänge, auch wenn sie nach innen gerichtet sind, wie Denk- und Phantasiezwänge, sind bloße Karikaturen *jener* Rollentreue, in der es gelingt, Triebregungen sowohl abzuwehren wie zu befriedigen. Die Entstellung davon ist die Funktionseinheit von Angst und Wiederholungszwang.«¹²

Die klinischen Erfahrungen eines Analytikers, der die Einheit von Theorie und Therapie vor Augen hat, schärfen den Blick für Ich-Leistungen, die Amalgam aufzulösen und Distanz gegenüber Trieb *und* Rolle herzustellen erlauben. Der Analytiker unterscheidet sorgfältig, woran die Maske des sozial Vorgeformten zerbricht.

⁸ J. Habermas: Die Verschlingung von Mythos und Aufklärung. In: K. H. Bohrer (Hg.): Mythos und Aufklärung. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1982.

⁹ A. Mitscherlich: Freiheit und Unfreiheit in der Krankheit. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1977, S. 128. Auch später nennt Mitscherlich »Glücks- und Leidensfähigkeit« als therapeutisches Ziel stets in einem Atemzug.

¹⁰ Mitscherlich (1967), S. 199.

¹¹ A. Mitscherlich: Der Kampf um die Erinnerung. München (Piper) 1975, S. 20—23.

¹² Mitscherlich (1963), S. 90.



Das geschieht »einmal im Augenblick des Überwältigtseins von Affekten und Triebwünschen, zum anderen, wenn das kritische Selbstbewußtsein in einer Konfliktsituation den Menschen zwingt (und befähigt), hinter der Maske hervorzutreten und auf eine Herausforderung spontan, improvisierend, überlegen oder überlegt — jedenfalls aber nicht stereotyp und routiniert zu antworten.«¹³

Ich-gerecht ist allein die Integration von Rollenerwartung und Einsicht. Mitscherlich ersetzt den traditionellen Begriff der Vernunft durch den der kritischen Ich-Leistungen und einer flexiblen Ich-Identität. Diese bildet sich in Kommunikationen, die so beschaffen sind, daß die Beteiligten, es sei in der Kindheit, in der Krankheit oder im Ernstfall, lernen, sich von den konkurrierenden Ansprüchen der inneren Natur und der Gesellschaft nicht gefangen nehmen zu lassen, sondern unbefangen mit »Ja« oder »Nein« Stellung zu nehmen¹⁴.

2. In einem weiteren Schritt kommen dann die praktischen Notwendigkeiten in den Blick, die sich aus zeitgenössischen Konstellationen, insbesondere aus der historistischen Aufklärung über die Relativität der naturwüchsigen Moralen ergeben. Mitscherlich verfolgt die technischen und die sozialen Entwicklungen, die die verschiedensten Kulturen zusammengeführt haben, die die lokalen Wertsysteme entwertet, ein Bewußtsein vom Pluralismus der Sitten verbreitet und auch eine »Distanzierung von vielen moralischen Maximen unserer eigenen Kulturtradition« erzwungen haben¹⁵. Für diesen Erosionsprozeß, dem die dogmatisch eingewöhnte Sittlichkeit traditionaler Lebensformen und nationaler Überlieferungen erliegt, macht Mitscherlich eine Gewinn- und Verlustrechnung auf: der Verringerung alter Morallasten und dem wachsenden Legitimationszwang, dem sich die Ausübung von Herrschaft konfrontiert sieht, stehen gegenüber die Einstellung kollektiver Identitäten und eine wachsende Orientierungslosigkeit im persönlichen Leben wie in der Politik:

»Zwar wächst der Anspruch, ein Ich zu haben und von einem Ich bestimmt zu leben. Aber zugleich ist dieser Individualismus des Westens eine der großen Ideologien der Gegenwart... Die Manipulation der Sehnsucht nach dem Selbst zeigt, daß technische Erleichterungen noch keine Distanz, keinen Zuwachs an Souveränität im Umgang mit den Trieben und mit den uns zugetragenen Rollenerwartungen brachten. Es scheint ziemlich sicher, daß eine den neuen technischen Machtmitteln angemessene *moralische Grundorientierung* noch nicht gefunden ist. Am unmittelbarsten nachzuprüfen ist diese These darin, daß kein Consensus über sinnvolle Verzicht und Zielsetzungen des Individuums besteht.«¹⁶

¹³ Mitscherlich (1963), S. 89.

¹⁴ Mitscherlich (1967), S. 97.

¹⁵ Mitscherlich (1967), S. 158 ff.

¹⁶ Mitscherlich (1967), 164.

Mitscherlich unterscheidet also zwischen dem hohlen Kult des Individuums, von dem schon Durkheim gesprochen hatte, und der Einübung in kritische Ich-Leistungen und in eine von Empathie und Toleranz getragene, postkonventionelle Moral. Es sind gerade deren universalistische Grundsätze, welche eine gegenseitige Schonung der partikularen Lebensformen und der individuellen Lebensorientierungen gebieten.

Mitscherlichs Skizze einer Entwicklung von »glaubensgelenkten« zu »verstandesgelenkten« Moralien verrät wiederum die Blickrichtung des Arztes, der auf eine Stärkung der Ich-Funktionen vertraut:

»Die Idee des »Fortschritts« ist nicht in einer Schwächung moralischer Verpflichtungen als solcher, sondern in der Versöhnung von moralischem Anspruch mit der kritischen Einsicht zu suchen. Moral, die nicht den Verstand für ihre Forderungen zu gewinnen vermag, bleibt ein Schrecknis blinder Drohung — ein Schrecknis, das unsere ältesten Ängste um die Unversehrtheit unseres Körpers, die ältesten Straftaten für verbotene Lusterfahrten immer wieder weckt.«¹⁷

3. Mitscherlich weiß natürlich, daß mit einem Appell an die Stärkung kritischer Ich-Leistungen noch nicht viel gewonnen ist. Als Sozialpsychologe will er deshalb versuchen, die faktischen Entwicklungen abzuwägen, die den klinisch begründeten Empfehlungen und normativ begründeten Hoffnungen entgegenstehen oder entgegenkommen. Vor diesem Hintergrund wird der dritte Schritt plausibel, nämlich die historisch ausgreifende Analyse der Bedingungen für einen Sozialisationsmodus, der bei den Heranwachsenden kritische Ich-Leistungen fördert. Dieses Thema behandelt Mitscherlich unter Paul Federns Stichwort der »Vaterlosen Gesellschaft«¹⁸. Dabei entlehnt er der Theorie Max Webers Hintergrundannahmen über die Entzauberung religiöser Weltbilder und über eine Rationalisierung des Alltagslebens, die von der Modernisierung des Wirtschaftssystems und des Verwaltungsapparates in Gang gehalten wird. Die Gegenüberstellung von stabiler Stammesgesellschaft und hochmobiler Wirtschaftsgesellschaft erinnert hingegen an den strukturalistischen Vergleich »kalter« und »heißer« Gesellschaften.

In der Moderne bilden Verwandtschaftsbeziehungen nicht mehr die tragenden Strukturen der Gesellschaft. Hier muß der soziale Zusammenhalt ohne Projektionen auskommen, die einer Familienstruktur mit unbestrittener väterlicher Autorität entnommen sind. Die Frage ist also: »Wie wird eine in diesem Sinne vaterlose Gesellschaft aussehen, eine Gesellschaft, die nicht von einem mythischen Vater und seinen irdischen

¹⁷ Mitscherlich (1967), 169.

¹⁸ P. Federn: Zur Psychologie der Revolution: Die vaterlose Gesellschaft (1919). In: Dahmer (1980), S. 65 ff.



Stellvertretern kontrolliert wird?«¹⁹ Mitscherlich gibt darauf eine zweideutige Antwort. Auf der einen Seite beschreibt er die gesellschaftlichen Prozesse, die die Väterkultur weitgehend funktionslos gemacht haben; er zeigt, daß die funktionalen Erfordernisse moderner Gesellschaften nach dem Prinzip der Vorbildwiederholung nicht erfüllt werden können. Die Chance der vaterlosen Gesellschaft sieht Mitscherlich darin, daß immer deutlicher Funktionslücken hervortreten, die nur durch demokratisierte Entscheidungsprozesse und durch »Gruppen mit einem hohen Grad dezentralisierter Bewußtseinskontrolle« (S. 311) ausgefüllt werden können. Auf der anderen Seite verschwindet der Vater, der produktiv tätig ist und sein Können demonstriert, auch aus dem Gesichtskreis der Familie. In dieser Hinsicht spielt die Rede von der »vaterlosen« Gesellschaft an auf eine Verunsicherung der primären Bezugspersonen, die den Kindern Identifikationsmöglichkeiten bieten müssen. Ohne die in der Person des Vorbildes erfahrene Sicherheit lernen die Heranwachsenden nicht, die Unsicherheit zu ertragen, die gerade mit kritischen Ich-Leistungen einhergeht. Mitscherlich sieht die Gefahren eines Sozialisationsmilieus ohne Selbstvertrauen eines Familienmilieus, das ein regressives Verhalten, narzißtische Störungen und orale Forderungshaltungen begünstigt. An dieser Stelle nimmt Mitscherlich übrigens die Substanz von Christopher Lash's Zeitdiagnose vorweg.

Die beiden Vaterlosigkeitsszenarien suggerieren entgegengesetzte Szenarios für die Zukunft:

»... eine Gesellschaft, die den Vater verliert, solange ihre Kinder seine Rolle für den Aufbau ihrer Identität bräuchten wie eh und je (und die ohne ihn mutterabhängig auf Lebenszeit blieben) — und eine, die den Vater besitzt, aber in der die Väter eine Identität mit sich selbst erreicht haben, die ihnen die Lösung vom Vätervorbild und vom ausschließlichen Denken in Kategorien der Vaterherrschaft ermöglicht.«²⁰

4. Die Ambivalenz dieser Diagnose²¹ läßt die Frage nach der »Kultureignung« des Menschen unbeantwortet. Freuds Grundfrage, ob sich die Menschen den Risiken und Versagungen ihrer eigenen Kultur gewachsen zeigen, kann und will Mitscherlich nicht theoretisch beantworten — er glaubt, daß sie sich nur praktisch beantworten läßt. Aus dieser Wendung zum Praktischen erklärt sich auch das Engagement des Volkspädagogen, des Aufklärers und Publizisten. In dieser Rolle tut Mitscherlich den letzten der Schritte, die ich zu einer Abfolge stilisiert habe — den Schritt von der rollentheoretischen Deutung kritischer Ich-Lei-

¹⁹ Mitscherlich (1963), S. 68.

²⁰ Mitscherlich (1963), S. 392.

²¹ J. Habermas: Eine psychoanalytische Konstruktion des Fortschritts. In: ders.: Philosophisch-politische Profile. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1981, S. 180 ff.

stungen über den Begriff der postkonventionellen Moral, der mit der Sittlichkeit konkreter Lebensverhältnisse verträglich ist, und über die Analyse der vaterlosen Gesellschaft zur psychoanalytisch informierten Zeitdiagnose.

Als leidenschaftlicher Gegner des Naziregimes hat Mitscherlich am eigenen Leibe die Verstrickung von Biographie in Zeitgeschichte erfahren. So beschäftigt ihn zunächst das Problem, wie es möglich war, daß die große Mehrheit einer zivilisierten Bevölkerung ein ersichtlich verbrecherisches Regime über Jahre hinweg unterstützt hat. Für die Erklärung dieses extremen Falles von Legimitätsglauben an einen charismatischen Führer bot sich Freuds Massenpsychologie um so eher an, als die Nazis die Regie für das Schaugeschäft plebiszitärer Massenveranstaltungen kunstvoll beherrscht und kalkuliert einsetzten. Diese zeitgeschichtlichen Evidenzen machen es auch verständlich, warum Mitscherlich immer wieder zu dem in »Massenpsychologie und Ich-Analyse« entwickelten Erklärungsmodell zurückgekehrt ist. Im übrigen ist die Massenbasis des Führerregimes der Bezugspunkt für jenes zweite Phänomen, das Alexander und Margarete Mitscherlich in ihrem Buch über die »Unfähigkeit zu trauern« analysiert haben: die generationenspezifische Verarbeitung der vorübergehenden Identifikationen mit einer zunächst idealisierten, dann durch die Enthüllung der Massenverbrechen entwerteten Führerfigur.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte sich der Bezugsrahmen, an dem sich eine durchschnittliche Konformitätsbereitschaft orientieren konnte, radikal verändert. Vielen legte der veränderte Kontext die Abspaltung eines relevanten Teils der eigenen Lebensgeschichte nahe. Wenn sich aber solche Prozesse der Verleugnung multiplizieren und um historische Großereignisse zu Kohorteneffekten verdichten, können auch die in vielen Variationen auftretenden individuellen Abwehrleistungen eine prägende Kraft für den Mentalitätswandel großer Bevölkerungsgruppen erlangen.

Allerdings dispensiert dieser Umstand nicht von einer methodisch sorgfältigen Trennung der analytischen Ebenen. Mitscherlich ist sich der Problematik der Mehrebenenanalyse durchaus bewußt:

»Der Weg von der Analyse des Einzelfalls zum Verständnis kollektiven Verhaltens enthält immer einen Sprung, oft Sprünge. Eine Wahnkrankheit als Einzelfall, als Privatwahn, wird nicht dadurch zum Massenwahn, daß sie statt einmal millionenfach auftritt.«²²

Dasselbe gilt auch für das Erklärungsmodell der Freudschen Massenpsy-

²² Mitscherlich (1975), S. 25.



chologie; es kann nur auf örtlich und zeitlich konzentrierte Massenansammlungen Anwendung finden. Nun hat sich Mitscherlich an seine besseren methodischen Einsichten nicht immer strikt gehalten. Dazu hat auch seine mehrdeutige Verwendung des Ausdrucks »Masse« beigetragen. Beispielsweise spricht er vom »Massenschicksal« der Programmierung aller Lebensbereiche, der Bürokratisierung zwischenmenschlicher Beziehungen, der Monetarisierung von Lebenslagen und Lebenszeiten. Die Bedeutungsverschiebung liegt auf der Hand: »Masse« wird hier zum pseudokonkreten Ausdruck für die gleichförmigen Effekte einer Ausdifferenzierung und Verselbständigung von mediengesteuerten Handlungssystemen.

Die Reichweite der analytischen Sozialpsychologie ist grundsätzlich durch den Horizont von Lebensformen und Lebensgeschichten begrenzt, die aus der Teilnehmerperspektive zugänglich sind. Weil Märkte oder Verwaltungen in die Lebenswelt eines Subjektes *anders* eingreifen als Personen (und Ereignisse, die Personen zugerechnet werden), weil sie in der anonymen Gestalt von Systemimperativen auf Handlungszusammenhänge einwirken, können ihre deformierenden Einflüsse auch nicht wie die Einwirkungen eines charismatischen Führers in Begriffen der Massenpsychologie erfaßt werden.

Alexander Mitscherlich macht in seinen zeitdiagnostischen Arbeiten mit Recht auf Pathologien der Lebenswelt aufmerksam, die sich darauf zurückführen lassen, daß immer weitere Lebensbereiche, immer mehr Beziehungen in Waren oder in Objekte von Verwaltungen und Experten verwandelt werden. Ein Beispiel ist die Interferenz der wirtschaftlichen Imperative mit Bedürfnissen nach einer urbanen Umwelt. Mitscherlich hat diesem Thema eine aufsehenerregende Untersuchung gewidmet. Darin heißt es:

»Alte Städte hatten ein Herz. Die Herzlosigkeit, die Unwirtlichkeit der neuen Bauweise hat jedoch eine ins Gewicht fallende Entschuldigung auf ihrer Seite: das Tabu der Besitzverhältnisse an Grund und Boden in den Städten, welche jede schöpferische, tiefgreifende Neugestaltung unmöglich macht.«²³

Mit diesem Satz lenkt Mitscherlich seine Untersuchung auf die sozialpsychologische Bahn der Tabuisierung der Eigentumsordnung; zugleich lenkt er sie damit aber auch weg von dem Problem, wie die Funktionszusammenhänge des kapitalistischen Wirtschaftsprozesses auf kommunale Lebenszusammenhänge durchschlagen und warum diese Auswirkungen gegebenenfalls als Deformationen beschrieben werden können.

²³ A. Mitscherlich: Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1965, S. 19.

Wenn sich die analytische Sozialpsychologie solcher Probleme, ohne in Psychologismus zu verfallen, annehmen will, darf sie vor der Erweiterung ihrer Grundbegriffe nicht zurückschrecken. Dies war gewiß einer der Gründe, warum Alexander Mitscherlich noch vor wenigen Jahren den ethno-psychiatrischen Ansatz von Georges Devereux rezipiert hat. Er hat sich insbesondere für den fruchtbaren Begriff des »ethnischen Unbewußten« interessiert²⁴. Dieses Theoriestück, wie auch das Konzept eines »gesellschaftlich produzierten Unbewußten«, das Mario Erdheim im Gefolge von Devereux und Parin entwickelt hat, weisen vielleicht einen Weg für eine sozialpsychologische, gleichwohl nicht-psychologische Aufklärung der Lebensweltpathologien, die durch anonyme gesellschaftliche Prozesse erzeugt werden.

Auch noch diesen Blick voraus verdanken wir Alexander Mitscherlich. Als ein ebenso leidenschaftlicher wie unerschrockener Arzt, Intellektueller und Seelenforscher hat er der Geschichte der analytischen Sozialpsychologie ein bedeutendes Kapitel hinzugefügt.

(Anschrift des Verf.: Prof. Dr. Jürgen Habermas, Ringstr. 8, 8130 Starnberg.)

²⁴ Mitscherlich (1975), 64 f.

